

MARIA KORINEK

*Orangen**

*Orangen



Differenz-Verlag

Orangen — Eine Kindheit und
Jugend zwischen Isar und
Starnberger See

Maria Korinek

Differenz-Verlag
Franz Krojer
Postfach 900315
81503 München
kontakt@differenz-verlag.de
www.differenz-verlag.de

Umschlaggestaltung und Illustrationen:
Miki Früh, Emmering
www.feel-good-factory.de

Druck: Ulenspiegel, Andechs
1. Auflage, München 2006
www.ulenspiegeldruck.de

Inhalt

Die Orange 7

Eine Weihnachtsüberraschung! 11

Noch eine Weihnachtsüberraschung 13

Vierzig Jahre später 17

Widmung für ein neu gebundenes Buch 21

Ein tiefer Fall 23

Wilderer und Hosenknopf 25

Das Morgenritual 29

Dreimal Versteckerlspuin 31

Ungebremst 35

Zuckersüchtig 39

Eis 41

Wer zerst kummt moit zerst 43

Gemein! 47

Mit den Schlittschuhen über den Starnberger See 49

Meine Firmung 55

Die halbe Uhr am Arm 59

Der Ochse Maxe 63

Martin sieht Maxe 65

Unbürokratische Arbeitsvermittlung 67

Mit dem Ruderboot zur Roseninsel! *71*
Zum erstenmal am Steuer eines Bulldogs! *75*
Die Isarüberquerung *79*
Glücksbringer *81*
Der Fastl-Vater *85*
Um 1952/53 *87*
Nachwort *93*

Die Orange



Meine Schwester Kathi hatte Erstkommunion. Ich muss damals wohl dreieinhalb Jahre, mein Bruder Sepp eineinhalb Jahre alt gewesen sein.

Von unserer Dorfschwester – sie hieß Marina und stammte von den armen Schulschwestern in München – bekam Kathi zur Kommunion eine schöne Orange geschenkt. Das war zur damaligen Zeit eine echte Rarität! Schwester Marina hatte sie extra aus München mitgebracht und übergab sie Kathi kurz vor dem Kirchgang. Kathi versteckte ihre Orange

noch schnell, einerseits weil es schon presste und sie andererseits vor der Heiligen Kommunion sowie so nichts essen durfte. Unsere Großmutter blieb zu Hause, weil sie kochen, den Haushalt machen und auf uns Kinder aufpassen musste.

Kaum waren Mutter und Kathi aus dem Hause, fing ich wie besessen an, die Orange in allen Winkeln des Hauses zu suchen. Zum Glück fand ich sie bald und verschlang sie gleich mit „Haut und Haaren“, selbst von der Schale blieb nichts übrig. Ob ich meinem kleinen Bruder auch etwas abgab, daran kann ich mich heute nicht mehr erinnern. Großmutter hatte nichts bemerkt, denn sie war ja in der Küche mehr als beschäftigt.

Als Kathi von der Kirche kam, führte sie ihr erster Weg zum Orangenversteck. Als sie dort nichts mehr vorfand, hegte sie gleich einen sehr begründeten Verdacht. Sie brauchte mich ja nur ansehen: die verschmierten Reste der Orange in meinem Gesicht sprachen Bände!

Was in diesem Augenblick in ihr vorging, erzählte sie mir erst Jahre später. Weil sie direkt von ihrer Ersten Heiligen Kommunion kam, durfte sie gottgewollt nichts Böses denken. Das war auch für eine „große“ Schwester kein leichter Auftrag, besonders wenn man bedenkt, dass diese Orange die erste gewesen war, die sie bis zu ihrer Kommunion je gesehen hatte. Außerdem erzählte sie mir später, dass sie in der Kirche die ganze Zeit nur an das Eine gedacht hatte – an ihre Orange!

Für viele Jahre sollte das die erste und letzte Orange gewesen sein. Erst 1945, als die Amerikaner durch unser Dorf fuhren, warfen sie für die Kinder Orangen und Schokolade aus den Panzern und Lastwägen. Die ersten Orangen, die ich von den Amis bekam, brachte ich Kathi als späte Wiedergutmachung.

Die amerikanischen Besatzungssoldaten zogen in leer stehende Baracken, die kurz vorher die italienischen Gefangenen und das deutsche Militär verlassen hatten.

Sie hoben große Gruben aus, und jeden Morgen nach ihrem Frühstück lagen darin Mengen halb ausgepreßter Orangen. Viele Kinder des Dorfes stürzten sich wie die Aasgeier auf diese Reste. Auch ich war häufig dabei, denn die Baracken grenzten fast an unseren Garten.

Sogar die weggeschmissenen Zigarettenstummel (wir nannten sie „Hugos“, die Amis rauchten die Zigaretten nur bis zur Hälfte) sammelten wir auf und gaben sie den zurückkehrenden deutschen Soldaten, die sie mit großer Freude annahmen.

Genauso machten wir es mit den benutzten Kaffeefiltern der Amerikaner. Wir sammelten sie auch aus den Gruben und zu Hause wurde damit „bester Bohnenkaffee“ gekocht.

Eine Weihnachtsüberraschung!

Ein paar Tage vor Weihnachten musste ich in das Lebensmittelgeschäft „Obermeier“ gehen, um ein paar Zutaten für die Weihnachtsbäckerei zu holen. Unter den drei bis vier Leuten, die vor mir anstanden, war auch ein älterer fremder Mann.

Nach kurzer Zeit sprach mich dieser Mann an. Er fragte mich, wie ich denn heiße und wem ich gehöre. (Diese zwei Fragen waren damals üblich.) Ich sagte meinen Vor- und Nachnamen und auch den Hausnamen, denn damals hatte jedes Bauernhaus auch seinen zugehörigen Hausnamen.

Der Mann überlegte eine Zeitlang und fragte dann weiter, ob mein Vater vor einem Jahr tödlich verunglückt wäre. Leider musste ich diese Frage mit „ja“ beantworten. Er überlegte wieder eine Weile und wollte von mir wissen, was ich mir denn vom Christkind wünsche. Wie aus der Pistole geschossen platzte es aus mir heraus: „Schlittschuהל!“. Dieser Wunsch würde wohl ein Traum bleiben, denn es

war ja Krieg und man bekam solche Sachen nur im Tausch gegen Lebensmittel. Ein paar meiner Freundinnen besaßen trotzdem Schlittschuhe und ich musste immer mit Neid zusehen, wenn sie auf dem Dorfweiher ihre Runden drehten.

Heiligabend war da!

Am Nachmittag war Kindermette, anschließend gab es die obligatorischen Weißwürste mit Brezen. Diese Weißwürste gab es nur am Heiligabend, sonst nie. Nach dem Essen folgte dann die Bescherung. Meist gab es nur kleine Geschenke, außer Äpfeln, Nüssen und Plätzchen vielleicht gerade noch eine Mütze oder ein Paar Handschuhe.

Wie war ich erstaunt, als ich ein großes, für mich bestimmtes Paket sah und öffnete: es waren neue Schlittschuhe – das grenzte für mich fast an ein Wunder. Im Nachhinein betrachtet war es die größte Weihnachtsüberraschung meines Lebens!

Es stellte sich heraus, dass der fremde Mann der Steinmetz aus Wolfratshausen war, der die Grabinschrift meines Vaters gemeißelt hatte. Bei der Begegnung im Lebensmittelgeschäft erinnerte er sich an das große Unglück, das meiner Mutter mit ihren drei Kindern widerfahren war.

Mein Vater war ein Jahr vorher verunglückt. Damals war ich erst acht Jahre alt. Dieser Mann musste großes Mitleid mit mir gehabt haben.

Noch eine Weihnachtsüberraschung

In unserem Dorf lebte ein Professor mit seiner Frau in einem schönen, etwas außerhalb gelegenen Landhaus. Zu den Beiden kam jedes Jahr für zwei Monate ein Ehepaar aus Berlin zu Besuch, zur „Sommerfrische“, wie sie es nannten.

Ich war fast jeden Tag Gast bei diesen Leuten. Sie mochten mich sehr gerne, weil ich immer recht lustig war und viel redete, was ja bei Dorfkindern nicht so oft der Fall war. Ich durfte sogar „Tante Susi“ zu der Berliner Dame sagen und verrichtete auch kleine Arbeiten wie Einkaufen usw.

Unaufhaltsam nahte der Spätsommer und die Zeit des Abschieds rückte immer näher. Eines Tages fragte mich Tante Susi, was ich mir vom Weihnachtsmann denn wünsche. Es sprühte nur so aus meinem Mund heraus: „Puppe, Puppenwagen, Kaufladen, Puppenküche ...“ Sie stoppte mich: „Halt, genug, das reicht schon.“

Der Tag der Abreise war gekommen und wir ver-

abschiedeten uns bis zum nächsten Jahr. – Die Weihnachtszeit rückte näher. Eine Woche vor Weihnachten brachte der Postbote ein großes, längliches Paket – ich sah das Paket – wagte mir jedoch nicht vorzustellen, dass eine Puppe drin sein könnte.

Meine Mutter versteckte das Paket sogleich. Endlich war Bescherung. Nun stellte sich heraus, dass das Paket tatsächlich für mich bestimmt war. Als ich es öffnete und die große Puppe sah, war ich außer mir vor lauter Freude. Noch nie hatte ich so eine raffinierte Puppe gesehen. Sie konnte die Augen öffnen, „Mama“ sagen, gehen und vieles andere mehr.

Sehr alt wurde diese Puppe allerdings nicht, denn meine Freundinnen waren neidisch, weil ihre Puppen mit meiner nicht konkurrieren konnten. Sie zogen und rissen daran herum, und bald waren ein Fuß oder ein Arm ab. Zwar wurde sie gelegentlich wieder hergerichtet, war dann aber nicht mehr so schön und funktionierte nicht mehr richtig. So kam zum Beispiel schon lange kein klares „Maaamaa“ mehr aus ihrem Mund.

Die Puppe überstand zwar noch den Umzug nach München, wo sie auf dem Sofa ihren Ehrenplatz bekam. Sie überlebte sogar die ersten stürmischen Lebensjahre meines Sohnes Franz, aber da er und seine Freunde nach Lausbubenart gelegentlich damit spielten, war ihr Schicksal bald besiegelt und schließlich ging sie völlig entzwei.

Von Tante Susi hörte ich nie wieder etwas. Später,

als der Krieg vorbei war, wurde Dr. Otto Suhr – so hieß der Gatte von Tante Susi – regierender Bürgermeister von Berlin.



Vierzig Jahre später

Noch eine Weihnachtsüberraschung!

Als leidenschaftliche Katzenliebhaberin hatte ich drei Katzen: eine Katzenmama mit zwei Töchtern. Ich zog vorübergehend aufs Land in ein kleines Dorf, in eine idyllische Wohngemeinschaft.

Für meine drei Münchner Stadtmiezen war das eine große Umstellung. Sie hatten ja nun viel mehr Freiheiten als in der Stadt, aber derartige Freiheiten bargen auch große Risiken, denn das kleine Dorf war umgeben von riesigen Mais- und Rapsfeldern. Ich wagte mir kaum vorzustellen, was alles passieren könnte, wenn erst einmal die Erntezeit naht und mit ihr die großen Mähdrescher anrücken.

In eines dieser Maisfelder verirrte sich Medi, die Katzenmutter. Blacky und Lulu, ihre Töchter, fanden immer wieder zielstrebig und sicher nach Hause. Doch Medi kam eines Tages von einem ihrer Ausflüge nicht mehr zurück. Ich suchte sie jeden Tag, stundenlang, und fuhr mit dem Fahrrad die Dörfer rings umher ab. Der Postbotin gab ich Fotos von Medi, und bat sie, sie möchte doch bei den Bauern

nachfragen, ob sie nicht meine Medi gesehen hätten – es half alles nichts. Die quälende Ungewissheit dauerte ein halbes Jahr lang. Aber ich hatte die Hoffnung nie aufgegeben, meine Medi noch einmal zu finden.

Wieder war Weihnachten. Ich fuhr mit dem Auto in das zirka zehn Kilometer entfernte Fürstfeldbruck zur Kindermette. Bei der Heimfahrt von der Mette dämmerte es schon. Es ging über abgelegene Felder und Wälder und ich wünschte mir so innig, dass Medi doch wieder zu mir finden möge – das wäre das allerschönste Weihnachtsgeschenk für mich gewesen.

Dieser Wunsch ging schon am nächsten Tag, dem ersten Weihnachtstag, in Erfüllung. Mein Neffe, mit dem ich gemeinsam das Haus bewohnte, machte mit seiner Freundin nach dem Mittagessen einen Spaziergang. Nach einer Stunde kamen die Beiden ganz aufgeregt zurück und berichteten, dass sie glaubten, Medi in einem Nachbardorf gesehen zu haben.

Sofort sprang ich in mein Auto und machte mich auf den Weg ins nahe gelegene Aufkirchen – so hieß dieses Dorf – aber von Medi fand ich keine Spur. Ich ging mit einem Foto von Medi von Haus zu Haus, um nach ihr zu fragen. Die meisten Leute erkannten Medi und jemand gab mir sogar die Adresse, wo ich sie finden könnte: ein kleines, altes, ganz mit Fichten umsäumtes Anwesen. Als ich läutete, kam eine alte Frau, sie war wohl um die 85 Jahre alt,

aus dem Haus. Ich zeigte ihr das Foto und fragte, ob sie diese Katze kenne.

Natürlich kannte sie Medi: Ganz ausgehungert und mit struppigem Fell war sie vor ungefähr einem halben Jahr zu ihr ins Haus gekommen, erzählte die alte Frau. Es dauerte nicht lange und sie fing zu weinen an, weil sie fürchtete, dass sie mir Medi wieder zurückgeben müsste. Die Frau tat mir so leid, dass ich verzichtete, Medi mitzunehmen.

Natürlich blieben wir in Verbindung, es entstand sogar eine echte Freundschaft zwischen uns beiden Katzenliebhaberinnen. Bald darauf zog ich wieder nach München, aber alle vierzehn Tage besuchte ich die Beiden. Das ging noch sechs Jahre so weiter, bis die Frau starb. Da konnte ich Medi wieder zu mir nach München mitnehmen, wo sie noch weitere sieben Jahre als Stadtmieze mit mir zusammenlebte und mir eine treue Begleiterin war.

Die Angehörigen der alten Frau bestätigten mir, dass ich durch mein Opfer – es war wirklich ein schwerer Verzicht – diese Frau sehr glücklich gemacht hatte.

Blacky übrigens, die zierliche schwarze Tochter von Medi, hat mittlerweile ein stolzes Alter von 24 Jahren erreicht, ist noch immer wohlauf und hat sogar noch ein vollständiges Gebiss.

Widmung für ein neu gebundenes Buch

Dieses Buch¹ ist Paul Niggel gewidmet, dem es einmal auch gehört hat.

Paul Niggel wurde am 26. April 1901 in Münsing am Starnberger See geboren und starb am 8. Januar 1942 im Krankenhaus Wolfratshausen.

Zu seinem Tod: Er arbeitete in einer Rüstungsfabrik des „Föhrenwalds“, die zwischen Wolfratshausen und Geretsried lag und deren Gebäude durch Blumengärten auf den Dächern getarnt waren. Offiziell hieß es, Paul Niggel sei vom Gerüst gefallen und mit ihm sei noch ein anderer tödlich verletzt worden, als er ihm helfen wollte. Erst einige Jahrzehnte später wurde bekannt, dass es eine Explosion mit mehreren Toten gegeben hatte.

Von Beruf war er Maurer und Landwirt. Wegen einer früheren Fußverletzung war er als kriegsun-

¹Gemeint ist das Buch von „Franz Drexel: Die Befreiungskriege 1813-15, Regensburg 1913“, das wir zur Erinnerung an den Vater der Verfasserin kürzlich neu binden ließen.

tauglich eingestuft worden, doch so fiel er an der „Heimatfront“.

Paul Niggel bastelte flugfähige Modellflugzeuge und war ein Hobbykünstler. Er malte eine „Maria Magdalena“, eine „Maria mit Kind“, Tierleben und mit besonderer Leidenschaft immer wieder Napoleon. Nach seinem Tod erlaubte es seine Witwe Magdalena (1896-1973), dass die Kinder mit den Bildern ihres Vaters spielen durften, so dass nur noch wenige davon erhalten geblieben sind.

Ähnlich erging es seinen hinterlassenen Büchern, die er sorgfältig ausmalte und beschriftete; auch sie sind in einem recht desolaten Zustand. Bei dem hier vorliegenden Buch fehlen am Ende einige Seiten. Es war aber von allen noch am besten erhalten, und im September 2004 ließen wir es zu seinem Andenken neu binden.

Paul Niggel war sehr geschichtsinteressiert und wußte fast alles über Napoleon und seine Zeit. In seinem Dorf Münsing wurde er fast nur „Napoleon“ genannt.

München, 20. September 2004
Maria Korinek, geb. Niggel

Ein tiefer Fall!

Ein paar Jahre lang trug ich in unserem Dorf die Kirchenzettel aus. Da das Dorf zu 99,9% katholisch war, bekam natürlich jede Familie bzw. jedes Haus so ein Blatt. Zu Weihnachten schenkten mir einige Leute ein paar Plätzchen und zu Ostern gabs sogar ein paar bunte Eier. Unter'm Jahr steckten sie mir manchmal ein „Fünferl“ oder „Zehnerl“ zu. Das hob natürlich meine gute Laune und so ging ich meist singend oder pfeifend von Haus zu Haus.

Durch meinen Übermut übersah ich einmal, dass im Hausgang eines Bauernhauses die Kellerluke aufgeklappt war. Die Tochter des Hauses – Babett hieß sie – war gerade unten im Keller, um Kartoffeln für die Aussaat herzurichten.

Ich ging nichts ahnend in den Hausgang – und plumps saß ich im Kartoffelkorb von Babett. Wer von uns beiden mehr erschrocken war, Babett oder ich, weiß ich nicht mehr.

Auf jeden Fall war ich seit diesem Sturz vorsichtiger und ging nicht mehr wie ein Hans-Guck-in-die-Luft pfeifend durch die Gegend, sondern pass-

te, während ich meine Liedchen trällerte, besser auf, wohin ich meine Füße setzte.

Passiert ist mir damals, außer dem Schreck, wie durch ein Wunder nichts, kein Beinbruch, keine Schramme.

Wilderer und Hosenknopf

Onkel Anderl wurde als ein in unserer Gegend bekannter Wilderer immer wieder von der Polizei in unserem Haus gesucht. Alles wurde durchstöbert, bis in den Heuhaufen auf der Tenne und sogar zwischen den Kühen im Stall. Das trübte natürlich Onkel Anderls Verhältnis zu meiner Mutter und auch zur Großmutter, man könnte fast sagen es wurde dadurch untragbar.

So zog Onkel Anderl zu einer befreundeten Familie im Dorf und ich musste ihm immer die Post dorthin bringen. Eines Tages war es erneut so weit und ich musste meinen kleinen Bruder Sepp auch mitnehmen. Er war wieder mal recht schmutzig und hielt noch dazu schon eine ganze Weile seine Hose samt Hosenträger mit der Hand fest, weil ein Knopf abgerissen war. Als große Schwester schämte ich mich über seinen schlampigen Zustand und befahl ihm, draußen vor der Tür zu bleiben.

Onkel Anderl, der uns Kinder sehr gerne moch-

te, fragte mich, warum ich denn den Sepperl nicht mitgebracht habe. Ich sagte, dass er vor der Tür ist. „Aber warum denn?“, fragte Anderl. Ich zögerte zuerst – doch dann rutschte es aus mir heraus: „Weil er so an dreckigen Rüassel hot.“ Onkel Anderl holte ihn gleich zu sich in die Stube und gab ihm ein paar Süßigkeiten. Die Frau seines Freundes nähte ihm auch noch den Hosenknopf an.

Onkel Anderl musste dann bald in den Krieg ziehen. Ich schickte ihm öfters Briefe an die Front, über die er sich sehr freute, wie er mir später erzählte. Wir wurden nämlich von Seiten der Schule angehalten, möglichst viele Briefe an die Frontsoldaten zu schreiben. Als der Krieg vorbei und Anderl wieder daheim war, heiratete er nach München². Die Wilderei gab er auf und wir hatten wieder ein ungetrübtes Verhältnis zu ihm.

Der Korrekturleser merkte zu „Tenne“ an, dass dieses Wort in Bayern eher ungebräuchlich sei und man besser „Scheune“ oder „Schober“ sagen sollte. Tatsächlich war aber bei uns „da Dena“ die übliche Bezeichnung für den Teil des Bauernhofs, der hinter und über dem Stall lag und in dem hauptsächlich das Heu gelagert und durch eine Art Rutsche in den Stall zur Fütterung gebracht wurde. Anders als zum Beispiel in den Dreikanthöfen in Niederbayern, sind bei den oberbayerischen Bauernhöfen normalerwei-

²Zufällig lag sein Haus in der Münsinger Str., im Stadtteil Sendling.

se Wohnhaus, Stall und Tenne alle unter „einem Dach“ untergebracht.

Im Duden-Bedeutungswörterbuch steht für Tenne: „großer Raum in einem Bauernhaus oder in der Scheune, in dem die Wagen entladen, die Maschinen zum Dreschen aufgestellt werden o.ä.“ Das Duden-Herkunftswörterbuch führt weiter aus, dass die Herkunft von „Tenne“ „nicht geklärt“ ist.



Das Morgenritual

Mein täglicher Schulweg führte an einem Bauernhof vorbei. Die Austragsbäuerin kehrte immer zur gleichen Zeit den Stallausgang, der ins Freie führte. So begegneten wir uns jeden Tag zur gleichen Zeit. Da es mir großen Spaß machte, sie zu ärgern und ich wusste, dass sie es nicht ausstehen konnte, wenn Mädchen lustig vor sich hinpfeifen, hatte ich natürlich gerade vor ihrer Stalltür immer ein Lied auf Lager. Sie geriet jedesmal außer sich vor Wut und hob dabei ihren Besen in die Luft, um mir zu drohen. Und jeden Tag mahnte sie mich mit ihrem Spruch:

Mädchen, die pfeifen,
Hühner, die krähen,
soll man bei Zeiten
den Kragen umdrehn.

Tag für Tag vollzogen wir dieses Ritual, und das über ein paar Jahre meiner Schulzeit: ich zuerst mit meinem herausfordernden Pfeifen und sie, mir entgegen, mit den Verwünschungen.

Dreimal Versteckerlspuin

„Versteckerlspuin“ – das war meine große Leidenschaft. Die Bauernhäuser mit den vielen Tennen, Stadeln, Hütten und Ställen waren ja das reinste Paradies dafür. Ich nutzte jede Gelegenheit zum „Versteckerlspuin“ mit den Nachbarskindern.

Versteckerl 1

Ausnahmsweise musste ich einmal nicht mit aufs Feld zur Arbeit, sondern durfte nach dem Waschtage zu Hause bleiben. Schließlich musste sich ja jemand um die im Garten aufgehängte Wäsche kümmern, weil Gewitter angesagt waren. Dann sollte die mühsam gesäuberte Wäsche nämlich schnell ins Trockene gebracht werden.

Kaum hatten sich Mutter, Großmutter und Sepp auf den Weg gemacht, um das Heu zu schlageln – so sagte man zum Heu wenden –, trommelte ich Freundinnen und Nachbarskinder zusammen, um in unserem Garten Versteckerl zu spielen. Die frische Wäsche, die kreuz und quer über den ganzen Garten von Ast zu Ast aufgehängt war, bot ja die bes-

ten Verstecke, besonders die Bettbezüge, die seitlich offen waren und in die man hineinschlüpfen konnte. Der Spaß war groß, die Verstecke prächtig, doch als ich merkte, was ich mit dieser neuen Variante des Versteckerlspuin angerichtet hatte, bekam ich doch ein flaues Gefühl im Magen.



Schnell legte ich die ab- und etwas mitgenommene Wäsche in den Korb, in der Hoffnung, Mutter würde es nicht merken. Ich wurde sogar noch gelobt, weil ich die Wäsche so „fein säuberlich“ zusammengelegt hatte. Aber ein paar Tage später, als Mutter die Wäsche bügeln wollte, sah sie das ganze

Desaster. Die Wäsche musste nochmals gewaschen werden – und das in der Zeit der Heuernte. Und so ein Waschttag war damals, besonders im Vergleich zu Heute, noch Schwerstarbeit.

Für diese „Meisterleistung“ bekam ich natürlich alles andere als ein Lob. Strafflos ging es für mich hier nicht mehr aus, denn Mutter war nicht zimperlich, ihr rutschte schon mal die Hand aus. Doch Großmutter lenkte – wie immer – ein und besänftigte Mutter, indem sie einen zusätzlichen Waschttag dazwischenschob. Dabei „durfte“ ich Großmutter allerdings fleißig helfen...

Versteckerl 2

Ein paar Jahre später – es war mein letzter Schultag – ging ich an einem Bauernhaus vorbei. Die Bäuerin, die gerade im Gemüsegarten beschäftigt war, meinte, dass ja jetzt auch für mich „der Ernst des Lebens“ beginne. Das erschreckte mich zutiefst und ich antwortete ganz weinerlich: „... und i nimmer Versteckerl spuin ko!“

Versteckerl 3

Wieder ein paar Jahre später. Einmal wöchentlich war ich bei einer Familie mit zwei Buben, die zu der Zeit wohl vier und fünf Jahre alt waren, als Kindermädchen beschäftigt. Die Dame des Hauses fuhr an diesem Tag immer nach München, um „Kultur zu schnuppern“, wie sie immer sagte. Das Anwesen lag in Ammerland direkt am See, mitten unter

lauter großen, alten Bäumen. Ich war also mit den Buben den ganzen Tag allein und oft stundenlang mit ihnen im parkähnlichen Waldgrundstück unterwegs. Die umfangreichen Buchen boten wieder beste Versteckmöglichkeiten, die wir reichlich nutzten. Den Kindern bereitete es größtes Vergnügen, sich vor mir zu verstecken; ich fühlte mich wieder in meine eigene Kinderzeit versetzt und freute mich genauso, wenn sie mich suchten.

Ungebremst

Als ich etwa neun Jahre alt war, fuhr meine Mutter mit dem Radl von Münsing nach Eberfing, um ihre kranken, alten Eltern zu besuchen. Eberfing liegt ein paar Kilometer südlich von Weilheim. Ich wollte unbedingt auch mitfahren, aber es war kein Rad für mich vorhanden. Als Mutter schon unterwegs war, ließ ich ihr einen gewissen Vorsprung. Mein Plan war: wenn sie schon etwa die Hälfte der ganzen Fahrt hinter sich hat und ich sie einhole, wird sie mich nicht mehr zurückschicken. Ich wusste, dass in der Nachbarschaft ein Kinderrad herumstand. Es gehörte zwei etwa gleichaltrigen Buben. Das Radl war auch schon alt und abgefahren. Die zwei, Peppe und Hans hießen sie, waren gerade nicht zu Hause, als ich ganz aufgeregt in die Küche zur Bäuerin kam. Ich bettelte, sie möge mir doch das Radl ausleihen. Aber sie verneinte und wollte es mir nicht geben.

In meiner Besessenheit nahm ich das Radl einfach heimlich weg – es stand im Stall – und fuhr damit davon. Die Nachbarin bemerkte es, schrie mir

nach und schimpfte sehr. Aber mir war das völlig egal. Auch Großmutter konnte mich nicht aufhalten. Ich radelte so schnell wie ich nur konnte, obwohl die Bremsen nicht funktionierten, das Vorder- und Hinterrad jeweils einen Achter hatten und auch der übrige Zustand des klapprigen Gefährts sehr schlecht war.

Selbst den Holzhausener Berg, der ziemlich lang und steil ist, fuhr ich in einer regelrechten Schussfahrt, ohne zu bremsen, hinab. Kurz nach St. Heinrich holte ich Mutter ein. Sie fiel aus allen Wolken, als sie mich erblickte und überlegte lange, was sie nun tun sollte – weiterfahren mit mir oder umkehren? Weil sie aber ihre Mutter, die schwer krank war, unbedingt sehen wollte, blieb ihr gar nichts anderes übrig, als den Weg zusammen mit mir fortzusetzen.

Als wir in Eberfing endlich ankamen, war die Überraschung groß. Die ganze Verwandtschaft war versammelt, Großeltern, Tanten, Onkel, Kusinen usw. Sie konnten es kaum glauben, dass ich im zarten Alter von nur neun Jahren – und noch dazu mit diesem Radl – eine solch lange Strecke bewältigen konnte. Nach einem guten Essen – Tante Vere war für ihre Kochkünste berühmt – traten Mutter und ich wieder den Heimweg an.

Die Rückfahrt zog sich recht lange hin, da mein Radl des öfteren einen „Plattfuß“ hatte und wir immer wieder fremde Hilfe brauchten, um es fahrtüchtig zu machen. Der ganze Heimweg dauerte deshalb

gute zwei Stunden länger. Großmutter erwartete uns so gegen 17 Uhr. Da wir sie telefonisch nicht benachrichtigen konnten, war sie sehr beunruhigt über unser langes Ausbleiben. Sie musste alleine die ganze Stallarbeit verrichten – obwohl sie schon recht alt war. Das Schlimmste an der ganzen Geschichte aber war, dass ich das Radl wieder zurückbringen musste. Ich hätte vieles dafür gegeben, wenn mir diese Peinlichkeit erspart geblieben wäre.

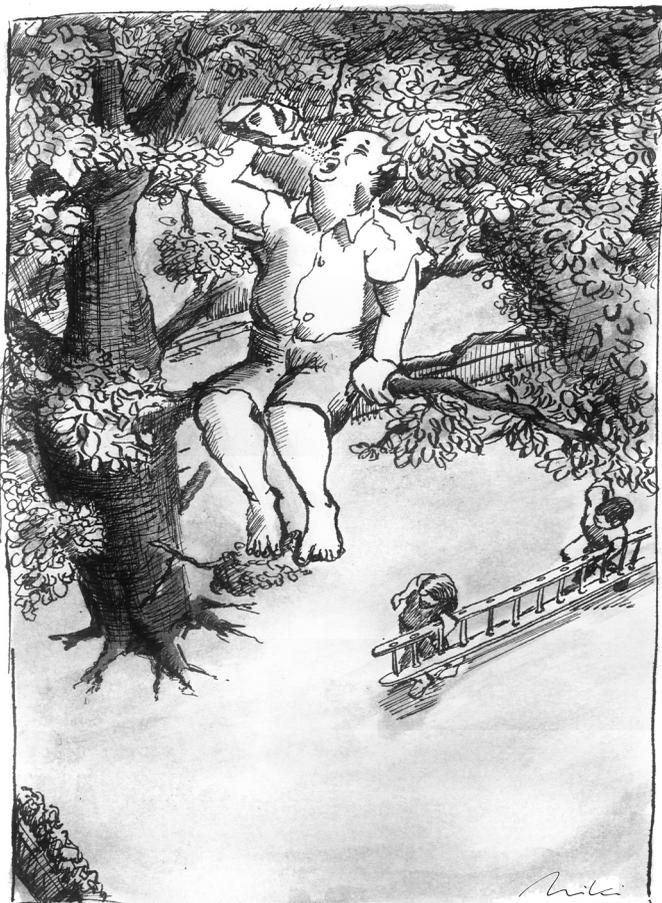
Zuckersüchtig

Es war Krieg und Lebensmittel bekam man nur gegen entsprechende Marken. Da es bei uns jeden Tag außer am Wochenende Mehlspeisen zum Mittagessen gab, war unser Bedarf an Zucker doch ziemlich hoch.

Von der letzten Zuckermarke, die wir noch hatten, holte ich vom Lebensmittelgeschäft Kellerer ein halbes Kilo davon. Zu Hause wieder angekommen, stellte ich das Pfund Zucker auf den Küchentisch.

Sepp, mein kleinerer Bruder, sah dies, nahm es sogleich unter seinen Arm und lief schnell in den Garten hinaus. In unserem Garten standen damals zwei große alte Birnbäume. Auf einen dieser Birnbäume kraxelte Sepp mit der Zuckertüte ganz schnell hinauf. Mutter und ich rannten ihm zwar in den Garten hinterher – aber da war er schon auf dem Baum und „trank“ genüßlich aus der Zuckertüte. Wir bettelten und flehten ihn vergeblich an, den Zucker doch wieder herzugeben. Als alles Zureden nichts half, holten wir eine Leiter, um auf den Baum zu steigen. Aber Sepp stieg auf einen

nächsthöheren Ast und wir konnten ihn nicht mehr erreichen. So mussten wir die nächsten zwei Wochen die Mehlspeisen ohne Zucker essen, denn er hatte rein gar nichts übrig gelassen.



Eis

Die ganze Kirchengemeinde – Chor, Kinderchor, Ministranten, Mesmer usw. – machten einen Ausflug nach Berchtesgaden. Mit dem Bus ging es schon frühmorgens auf die Reise. Im Programm stand auch eine Schifffahrt auf dem Königssee und ein Besuch des Salzbergwerkes. Auch die Kirche mit dem schönen Friedhof in der Ramsau durfte nicht fehlen.

Von Mutter hatte ich fünf Mark für den ganzen Tag bekommen, fürs Mittagessen, Getränke und sonstiges, und Großmutter gab mir auch noch zwei Mark extra dazu. Das machte zusammen sieben Mark – nicht gerade wenig für die damalige Zeit.

In mir reifte der Gedanke, endlich einmal so viel Eis zu essen, wie ich nur möchte. Denn ansonsten gab es nur einmal im Jahr ein bis zwei Kugeln, wenn in Wolfratshausen Kirchweih war. Es war eine einmalige Gelegenheit, denn noch nie hatte ich soviel Geld in der Tasche gehabt, das mir gehörte. Da die Kugel Eis damals zwanzig Pfennige kostete, kann man sich ja ausrechnen, wie viel Kugeln das her-

gab. Ich brauchte kein Mittagessen, kein Limo oder sonstiges – nur Eis, Eis und nochmals Eis, den ganzen Tag über.

Aber schon bei der Heimfahrt im Bus fing es an, im Magen zu rumoren. Am nächsten Tag war ich sterbenskrank und der Doktor musste täglich kommen. Auch zur Schule konnte ich nicht gehen, was mir wirklich schwerfiel. Denn ich ging gerne zur Schule, da jeder schulfreie Tag bisher nur bedeutet hatte, zu Hause, im Stall oder auf dem Feld arbeiten zu müssen.

Marina, unsere Dorfschwester, die sehr tüchtig und beliebt war, pflegte mich wieder schnell gesund. Meine Lust auf Eis war erst einmal gestillt, stellte sich später aber wieder langsam ein.

Wer zuerst kummt moit zuerst

Ein- bis zweimal im Jahr musste ich mit dem „Loater Wagerl“ zur Kugelmühle fahren, die etwa sieben bis acht Kilometer von Münsing entfernt war. Wie es halt die Mühlen so an sich haben, liegen sie in einem tiefen Tal. Das Wagerl wurde von meiner Mutter mit je einem Viertel Zentner Weizen und Roggen beladen. Meistens begleiteten mich mein kleiner Bruder Sepp oder eine Freundin.

Den längeren Teil der Strecke mussten wir das Wagerl ziehen, aber wenn es bergab ging – und das war immerhin zweimal der Fall, das erste Mal beim Holzhausener Berg, der ziemlich lang und steil ist –, setzten wir uns ins Wagerl. Ich immer vorne, die Deichsel zwischen den Füßen, mein Mitfahrer umgekehrt mit dem Rücken zu mir. Dieser musste notfalls mit den Schuhen bremsen.

Aber eigentlich durfte nicht gebremst werden, denn wir mussten ein ziemliches Tempo erreichen, damit wir den Berg auf der anderen Seite wieder

hinaufkommen konnten. Wären wir mitten am Berg stecken geblieben, wäre das Wagerl wieder zurückgerollt und eine solche Rückwärtsfahrt hätte uns gefährlich werden können. Autos waren nur wenige unterwegs, denn es gab ja noch kaum welche, dafür begegnete uns manchmal ein Pferdefuhrwerk oder ein Bulldog.



Waren wir in Holzhausen angelangt, mussten wir unser Gefährt eine längere Strecke den nächsten Berg hochziehen, der nach Ambach führte. Bei dieser letzten Abfahrt musste gebremst werden, denn unten zweigte der Weg direkt zur Kugelmühle ab.

Als wir bei der Kugelmühle ankamen, standen schon mehrere Fuhrwerke an. Es waren meist Pferdegewespanne oder Bulldogs. Wir reihten uns auch in

die Warteschlange ein. Es dauerte aber nicht lange und wir wurden von der Kugelmüllerin gerufen, die uns von ihrem Fenster aus gesehen hatte. Sie holte uns in ihre Küche und gab uns reichlich zu essen und zu trinken. Und sie versäumte auch nicht, die anderen Wartenden zu ermahnen, uns ja nicht zu überspringen. So ein kleines Leiterwagerl konnte zwischen den großen Fuhrwerken nämlich leicht „übersehen“ werden. Nachdem wir unser Getreide abgegeben und das Mehl samt einem extra Sackerl Kleie wieder aufgeladen hatten, konnten wir gestärkt unseren Heimweg antreten.

An die Kugelmüllerin erinnerte ich mich noch viele Jahre mit den wärmsten Gefühlen, bis heute. Öfters kam es auch vor, dass ein größeres Fuhrwerk, das den gleichen Weg hatte wie wir, uns samt dem Leiterwagerl aufflud und mit nach Hause nahm.

Gemein!

Trotz fürchterlicher Zahnschmerzen brachte mich Mutter nicht dazu, freiwillig zum Zahnarzt zu gehen. Die Angst vor der Bohrererei war einfach zu groß. Als alles nichts half und Mutter mich nicht dazu bewegen konnte, mit dem Bus nach Wolfratshausen zu fahren – dort hatte Dr. Hieber eine Zahnarztpraxis – „engagierte“ sie das Nachbarsmädchen Marie. Sie sollte selbst Zahnweh vortäuschen und an mein Mitgefühl appellieren, mit ihr gemeinsam den Zahnarzt aufzusuchen. Ich fiel auf den Trick „geteiltes Leid ist halbes Leid“ herein und so fuhren wir zusammen nach Wolfratshausen.

Als wir im Wartezimmer saßen und uns nicht einigen konnten, wer zuerst drankommen sollte, ließen wir das Los entscheiden.

Es fiel auf mich. Also musste ich zuerst auf den „Stuhl“. Als die Behandlung endlich vorüber war, ging ich ganz stolz, mit einer gewissen Schadenfreude, ins Wartezimmer zu Marie. Ich hatte es ja Gott sei Dank schon hinter mir, aber Marie noch vor sich. Wie war ich enttäuscht, als ich erfuhr, dass Ma-

rie gar keine Zahnschmerzen hatte und ich so hintergangen worden war. Meine Wut auf Marie war so groß, dass ich sogar auf den nächsten Bus nach Münsing wartete, um ja nicht mit ihr zusammen in einem Bus sitzen zu müssen. Wochenlang sprach ich kein Wort mehr mit ihr. Mit der Zeit legte sich dann doch mein Zorn, aber sie erzählte mir nie, ob sie von meiner Mutter für ihre vorgetäuschten Zahnschmerzen etwas bekommen hatte.

Mit den Schlittschuhen über den Starnberger See

Einmal in meinem Leben war der Starnberger See ganz zugefroren, so dass man ihn überqueren konnte.

An einem schönen klaren Januartag war ich mit ein paar Freundinnen am Ammerlander Seeufer mit den Schlittschuhen unterwegs. Früher musste man sich die Kufen noch ans Schuhwerk schrauben. Dafür nahm man natürlich nicht die guten Schuhe, sondern meist die abgetragenen und schon zu eng gewordenen.

Gegen 15 Uhr – es schien noch die Sonne, die dünne Schneeschicht auf dem Eis glänzte und die Kirchtürme von Tutzing waren zum Greifen nah – beschlossen Sonja, Anni und ich, schnell mal hinüberzulaufen.

Wir machten uns auf den Weg und hatten keine Ahnung, dass das Tutzinger Ufer vier Kilometer entfernt war. Anni war vernünftiger als wir und kehrte schon nach ein paar hundert Metern wieder

um. Sonja und ich waren nun alleine auf dem See unterwegs. Unter uns gab der See die merkwürdigsten Töne von sich und es öffneten sich vor uns immer wieder breite Risse, die wir überspringen mussten.

Wir schafften es tatsächlich bis nach Tutzing. Doch als wir dort ankamen, wurde es bereits dunkel. Wir waren müde und hatten einen fürchterlichen Durst! Um ihn zu stillen, kratzten wir mit unseren Schlittschuhen Eis von der Eisfläche und aßen es.

Nun war es aber höchste Zeit, den Rückweg anzutreten. Das Mondlicht der sternenklaren Nacht erhellte die dünne weiße Schneeschicht auf dem See, so dass wir wenigstens unsere nächsten Schritte voraussehen konnten. Kaum waren wir wieder unterwegs, überkam uns eine große Müdigkeit und wir legten uns auf den eisigen Boden. Wir rappelten uns wieder auf, kamen etwas voran und legten uns abermals hin. Das wiederholte sich mehrmals und Sonja und ich wurden immer mutloser und müder. Zum Glück kam aber ein Mann – es war der Bromberger-Bauer aus Münsing –, der uns unter seine starken Arme nahm und ans rettende Ufer brachte. Was wäre wohl mit uns geschehen, wenn dieser „rettende Engel“ nicht zufällig des Weges gekommen wäre! Wahrscheinlich hätten wir nie mehr das Ammerlander Ufer erreicht.



Wann geschah das genau? Es muss während des Krieges gewesen sein. Wir fragten kürzlich bei der Gemeinde Tutzing nach. Laut den Aufzeichnungen des Josef Franz Drummer kommt der Winter 1941/42 in Betracht. Seit dem 9. Januar 1942 war der See ganz zugefroren und am 13. Januar wurde er zum erstenmal von Ambach in Richtung Bernried überquert. Erst ab dem 9. März löste sich die Eisdecke, die bis zu 40 cm dick war und selbst föhnige Tauperioden überstanden hatte, auf.

Ich wäre 1941/42 erst acht Jahre alt gewesen, die Sonja erst sieben. Fast zu früh für ein solches Abenteuer. Vielleicht war der See doch noch ein-

mal während des Krieges zugefroren? Wir befragten den „Wetter-Propheten“ Josef Jägerhuber aus Starnberg, der seit Anfang der 1960er Jahre Wetteraufzeichnungen macht und auch über frühere Wintervorkommnisse gut Bescheid weiß. Auch im Winter 1942/43 wäre nach seinen Aussagen der See ganz zugefroren gewesen, freilich nicht so fest wie das Jahr zuvor, und von den Behörden wäre er überdies nicht freigegeben gewesen. Es war also schon ein ziemlich gewagtes Abenteuer, das wir als Acht- und Neunjährige überstanden.

Es kommt auch gar nicht so selten vor, dass der Starnberger See ganz zufriert, in den 1980er Jahren ist das zuletzt ein paar Mal passiert. Aber dass sich eine dicke Eisdecke von 30 cm und mehr bildet, die über mehrere Monate besteht, ist schon viel seltener.

Solche Extremwinter gab es im 20. Jahrhundert nur 1928/29, 1941/42 und 1962/63. Herr Jägerhuber berichtete uns, dass sich 1928/29 Tausende von Menschen auf dem See tummelten und dass damals Motor- und Pferderennen stattfanden, Flugzeuge landeten und sogar Raketenschlitten übers Eis flitzten. Von meiner Großmutter habe ich auch oft von diesem strengen Winter erzählt bekommen, denn der Schnee lag meterhoch und Wege waren kaum zu bahnen.

Den Winter 1962/63 habe ich in schlechter Erinnerung. Im April 1963 starb nämlich mein Mann nach schwerer Krankheit und ich hatte gewiss kei-

nen Sinn für Naturschauspiele. Wenn ich eingangs schrieb, dass nur einmal in meinem Leben der Starnberger See zugefroren gewesen wäre, dann ist das objektiv falsch, wie sich zeigt, aber subjektiv ist es wahr, denn nur einmal habe ich den See wirklich ganz zugefroren erlebt.

Meine Firmung

Im Gegensatz zu meinen Klassenkameradinnen und Freundinnen durfte ich mir meine Firmpatin nicht selbst aussuchen, sondern sie wurde von meiner Mutter bestimmt. In meinen Augen war sie mit ihrem Festtagskleid, dem sogenannten Schalk, viel zu alt für mich. (Später habe ich das anders gesehen.)

Ich beneidete meine Freundinnen, weil sie alle junge und schick gekleidete Patinnen hatten. In der Wolfratshausener Pfarrkirche fand die Zeremonie statt. Die ganze Marktstraße war bevölkert von Menschen, die alle den damaligen Kardinal Faulhaber, der uns das Sakrament der Firmung spendete, sehen wollten. Immer, wenn ich bekannte Leute sah, versteckte ich mich hinter dem weiten schwarzen Rock meiner Firmpatin – denn sie sollten nur ja nicht sehen, dass ich eine so „alte“ Patin habe.

Zum Mittagessen gingen wir in eine Gastwirtschaft. Auch da versuchte ich eine möglichst uneinsehbare Ecke zu finden. Am Nachmittag fahren wir dann in das Haus meiner Firmpatin – dort gab es nämlich Kaffee und Kuchen. Als die Türe in die Stu-

be aufging und ich die in der Mitte stehende Kaffeetafel sah, blieb mir fast die Luft weg, denn der Tisch war sehr schön gedeckt. In der Mitte des Tisches stand eine große, wunderschöne Buttercremetorte. So eine süßes Wunderwerk hatte ich noch nie gesehen. Sie war von einer Münsinger Bauertochter – Lisl hieß sie – angefertigt. Lisl hatte sich auf solche Torten „spezialisiert“ und viele Leute im Dorf ließen sich für besondere Festlichkeiten von ihr hauptsächlich solche Buttercremetorten backen.

Meine Firmpatin, die auch Marie wie ich hieß, hatte neben meiner Mutter auch ein paar Nachbarinnen zum Kaffeekränzchen eingeladen. Wir waren ungefähr sechs bis sieben Leute. Als alle am Tisch saßen und die Tortenstücke verteilt wurden, wurden meine Augen immer größer und mein Gesicht immer länger. Ich hatte mir doch tatsächlich eingebildet, dass diese Torte für mich ganz allein bestimmt war. Ich war doch der Firmling und nicht die andern!

Ich musste zusehen, wie die Torte immer kleiner, die Stücke immer weniger wurden. Mir blieb in diesem Moment nichts anderes übrig, als möglichst schnell Stück für Stück – bestimmt drei – davon in mich hineinzustopfen. Am gleichen Abend und noch am nächsten Tag musste ich meine Gier büßen. Die buttrig-süßen Stücke lagen mir schwer im Magen.

Das Verhältnis zu meiner Firmpatin wurde mit der Zeit immer besser. Aber auf die versprochene Firmungsuhr wartete ich vergebens. Dafür bekam

ich immer wieder mal ein Armband, oder ein andermal, Ohrringe von ihr geschenkt. Meine große Schwester Kathi hatte zu ihrer Firmung eine schöne, goldene Armbanduhr von ihrer Patin bekommen. Darauf war ich immer neidisch.

Die halbe Uhr am Arm

Wie ich in der vorherigen Geschichte schon erwähnte, hatte meine Schwester Kathi eine wunderschöne Armbanduhr. Es war Fronleichnam und vier Mädchen aus der achten Klasse durften die Marienstatue bei der Prozession durch den Ort tragen. Alle hatten eine schöne Tracht an – ich war auch unter den Ausgewählten und hatte die Tracht von meiner Großmutter bekommen. Was mir als schmückendes Beiwerk noch fehlte, war genau die Armbanduhr meiner Schwester Kathi.

Ich ging ins Nachbarhaus, wo Kathi arbeitete, und fragte sie, ob sie mir ihre Armbanduhr leihen würde. Sie wollte sie mir eigentlich lieber nicht geben.

Ich bettelte sie so lange an, bis sie doch „weich“ wurde. Als sie mir die Uhr anlegte, ermahnte sie mich noch eindringlich, nur ja gut darauf aufzupassen – sonst würde was passieren. Ich zerstreute ihre Bedenken. Voller Stolz trug ich diese goldene Uhr – und hatte während der ganzen Prozession nur mein schmuckes Handgelenk im Sinn.

Zenzi, die Tochter des Nachbarn, wollte, dass ich ihr, nach dem Heimweg von der Kirche, die Kühe von der Weide in den Stall treiben helfen sollte. Abgelenkt durch die Freundin dachte ich einen Augenblick nicht an die Uhr und ging frohen Mutes mit Zenzi auf die Weide. Anschließend kam ich wieder nach Hause und meine Schwester wollte natürlich sofort ihre Uhr zurückhaben. Etwas verärgert über ihr Misstrauen hielt ich ihr meinen Arm unter die Nase und sagte: „Da hast’ Deine Uhr.“ Allerdings hatte ich nicht bemerkt, dass mittlerweile das Uhrgehäuse leer war, sonst hätte ich mich gehütet, heim zu kommen. Kathi hat beim Anblick ihrer rampo-nierten Uhr fast der Schlag getroffen und ich hätte mich am liebsten verkrochen.

Aber ein Oberst der Wehrmacht – es war ja noch Krieg – beruhigte Kathi. Er versprach ihr, alles zu unternehmen, um das verloren gegangene Uhrwerk wieder zu finden. Dieser Oberst wohnte während des Kriegs für ein paar Jahre im Nachbarhaus.

Zusammen mit ihm ging ich nochmals den ganzen Weg ab, den ich zuvor mit Zenzi und den Kühen zurückgelegt hatte. Ich legte mein Augenmerk auf den Straßenrand, während der Herr Oberst teilweise auf den Knien Zentimeter um Zentimeter den ganzen Weg absuchte. Auf einmal ein Freudenschrei: er hatte das Uhrwerk wirklich gefunden und baute es sogar wieder fachgerecht zusammen.

Zu Kathi traute ich mich so schnell nicht mehr, um mir etwas auszuleihen. Noch viele Jahre später

erzählten wir uns immer wieder gegenseitig von dieser Geschichte und Kathi hatte mir natürlich längst verziehen.

Der Ochse Maxe

Es war ein schwül-heißer Sommertag. Über dem Peißenberg zogen schon Gewitterwolken auf, das hieß: schnell mit dem Ochsen Max auf das Feld zu fahren, um das Heu noch ins Trockene zu bringen.

Es blitzte und donnerte schon ziemlich. Ich war auf dem Heuwagen, um das Heu zu fassen, und Mutter legte auf. Als wir fast fertig waren, aber der „Wiesbaum“ (Heubindbaum) noch nicht festgebunden war, erschrak der Ochse Max durch einen Blitz und Donner so sehr, dass er mitsamt dem vollen Wagen durchging.

Ich war immer noch auf dem Wagen. Da der Feldweg, den Maxe nahm, sehr steinig war, verloren wir fast die Hälfte des Heus. Erst nach ein paar hundert Metern ging Maxe die Kraft aus und das Fuhrwerk blieb stehen. Wir mussten – trotz des starken Regens – das ganze Heu wieder aufladen und es im Feld zum Trocknen ausstreuen.

Wir drei fahren ganz durchnässt und mit leerem Heuwagen wieder nach Hause. An Maxe denke ich noch manchesmal – er tut mir noch nachträglich

leid (nach über 50 Jahren), weil er oft so schwere Fuhrwerke bergauf ziehen musste.

Martin sieht Maxe

Kurz vor Kriegsende war ein Berliner Ehepaar mit einem fünfjährigen Buben in unserm Haus einquartiert. Der Bub hieß Martin und war ein recht aufgewecktes Bürschchen. Martin stand mit seiner Mutter gerade an der Küchentür, als Maxe, unser Ochse, vorbei geführt wurde. Martin sah den Ochsen und rief überrascht aus: „Mutti, guck mal – diese Kuh kann man nur auf einem Ding melken!“

Martin war mir mit der Zeit ziemlich ans Herz gewachsen – so dass mir die Trennung schwerfiel, als die Berliner Familie eine etwas größere Wohnung fand und auszog.

Unbürokratische Arbeitsvermittlung

Ein paar Monate nach Kriegsende.

Es war ein Samstagnachmittag, als Mutter und ich im Garten beschäftigt waren. Jeden Samstag wurde rund ums Haus gründlich gekehrt und Ordnung gemacht. Als wir am Gartenzaun zu Gange waren, kamen drei jüngere Männer die Straße entlang.

Sie sahen ziemlich zerlumpt und ausgemergelt aus. Es stellte sich heraus, dass es Kriegsheimkehrer aus Russland waren, die in ihre sudetendeutsche Heimat nicht mehr zurückkehren konnten.

Sie grüßten uns freundlich und einer fragte: „Mutterl, hast keine Arbeit für uns?“ Mutter überlegte nicht lange und sagte ganz spontan: „Einer kann gleich hierbleiben, die beiden andern müssen sich anderweitig umschaun.“

So hatten wir auf einmal einen Knecht. Er hieß Toni und war 30 Jahre alt. In dieser Zeit war auch eine vierköpfige Flüchtlingsfamilie bei uns einquar-

tiert, so dass es ziemlich eng im Hause wurde. Dazu kam noch, dass ein Esser zu viel da war. Dieser Esser war ich. Also musste ein Ausweg gefunden werden.

Im Dorf gab es einen Bauernhof mittlerer Größe, der von zwei Frauen, Mutter und Tochter, bewirtschaftet wurde. Im Stall standen etwa zehn Stück Vieh. Stasl und ihre Mutter suchten schon längere Zeit ein junges Mädchen als Helferin für Haus und Garten. Dass ich damals erst zwölf Jahre alt war, störte sie nicht.

Die mir zugewiesenen Arbeiten entsprachen immer mehr denen eines Knechtes. So musste ich zum Beispiel mit der Stasl, der Tochter, bei eisiger Kälte und viel Schnee zum Holzfällen. Es wurden zwei Ochsen an einen großen Schlitten („Schloapf“) gespannt und so ging es in den Wald. Die Bäume wurden von der Stasl und mir mit einer Handsäge gefällt und dann auf den Schlitten gehievt.

Einmal kam ein anderer Waldbesitzer des Weges. Es war Graf Konrad von Pocci aus Ammerland. Er meinte zur Stasl: „Das kannst du doch mit der Marie nicht machen – sie ist doch noch ein Kind. Weißt du denn nicht, dass es ein Kinderschutzgesetz gibt!“ Stasl antwortete darauf: „Marie ist doch kein Kind mehr und sie ist stark genug.“ Graf Konrad von Pocci war ein Schulfreund von Stasl.

Zwei Jahre hielt es Toni in unserer kleinen Landwirtschaft aus. Dann zog er es vor, in eine etwas größere zu wechseln. Es ist eben doch ein Unter-

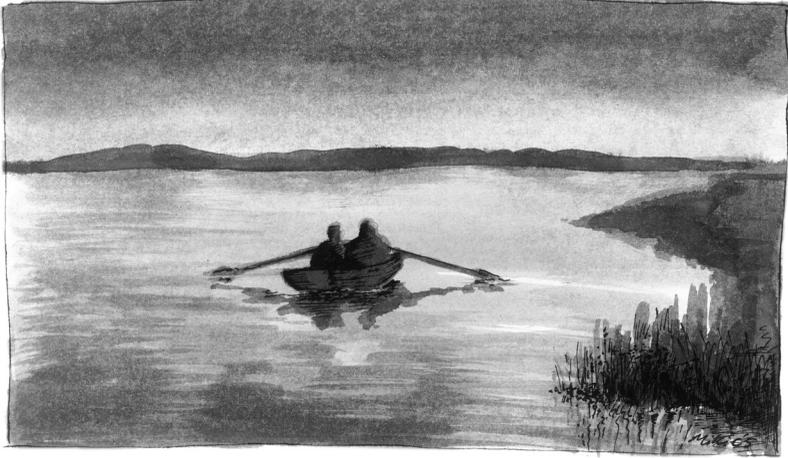
schied, mit einem Bulldog aufs Feld fahren zu dürfen, anstatt mit einem Ochsesgespann. Alle freuten sich, besonders Großmutter, dass ich wieder nach Hause kam, denn nun wurde ich ja wieder gebraucht.

Mit dem Ruderboot zur Roseninsel!

An einem sonnigen Oktobernachmittag beschlossen meine Freundin Fanni und ich, mit einem Boot zur Roseninsel zu rudern; denn wir wollten einmal genauer erkunden, was wir in den neuen Sissi- und König-Ludwig-Filmen gesehen hatten. Wir mieteten beim Bootsverleih Fischerhauser in Ammerland so ein kleines Ruderboot. Die Insel liegt bekanntlich zwischen Berg und Possenhofen, jedoch näher bei Possenhofen. Flott ging es los, aber schon bald mussten wir die Plätze tauschen, da immer nur Eine rudern konnte. Bei diesem Wechsel wackelte das Boot immer sehr bedenklich und wir bekamen ziemlich Angst, da wir beide noch nicht einmal richtig schwimmen konnten.

Als wir dann endlich die Insel erreichten, war der Schreck groß, denn das Ufer war verwildert und unzugänglich. Es sah aus wie eine verwunschene Insel samt Schlößchen. Ohne überhaupt auszusteigen, machten wir schnell kehrt und nahmen eher ängst-

lich als durchdacht einen direkten Kurs auf Berg und Leoni.



Immer müder werdend, fiel uns das Rudern zunehmend schwerer. Als wir uns Leoni näherten, breitete sich dichter Nebel über den See aus und langsam wurde es dunkel. Gott sei Dank konnten wir uns gerade noch an den Lichtern von Berg und Leoni orientieren. Von dort ruderten wir, immer träger werdend, am Ufer entlang nach Ammerland zurück.

Hätten wir dieselbe Strecke wie bei der Hinfahrt nochmals gewählt, hätte uns der Nebel mitten im See überrascht. Eine Suche nach Fanni und mir wäre erfolglos geblieben, da natürlich niemand von unserem Plan wusste. Obwohl wir furchtbar müde waren, mussten wir noch bergauf den Weg nach

Münsing zurücklegen. Zuhause herrschte große Aufregung, weil ich nicht pünktlich zur Stallarbeit heimgekommen war. Dass wir uns in großer Gefahr befunden hatten, ahnte niemand.

Zum erstenmal am Steuer eines Bulldogs!

Der Sohn eines größeren Bauern sollte mit seinem Bulldog nach der Achmühle fahren, um ein Fuder Streu zu holen. Er bat meine Mutter, ob ich ihm nicht dabei helfen könnte. Meine Mutter konnte nie Nein sagen, wenn so eine Bitte an sie herangetragen wurde.

Damals musste ein Fuder noch richtig „gefasst“ werden, da es noch keine Seitenbefestigung gab. Als das Fuder aufgeladen war, machten wir uns auf den Heimweg. Nach einiger Zeit fragte er mich, ob ich mich auch einmal ans Steuer setzen möchte. Da war ich natürlich sofort begeistert und wir wechselten die Plätze. Die Straße war ziemlich eng, so dass es für zwei Fahrzeuge schwierig war, ohne Ausweichmanöver aneinander vorbei zu kommen.

Es ging eine Zeitlang ganz gut. Doch dann wurde er etwas zudringlich und versuchte, mich immer wieder an bestimmten Stellen anzutappen, um „Hupen“ zu spielen. Ich wehrte mich zwar und drängte

ihn von mir weg, musste mich aber gleichzeitig aufs Lenken konzentrieren. Als uns dann noch ein Fuhrwerk entgegenkam, geriet ich so in Panik, dass ich die Kontrolle über den Bulldog verlor und den Hang hinabfuhr. Er versuchte zwar, das Steuer herumzureissen, aber es half nichts mehr. Wir landeten im Straßengraben und Bulldog samt Anhänger kippten um, so dass das ganze Fuder Streu am Boden lag. Wie durch eine wundersame Fügung passierte uns Beiden gar nichts. Vorbeikommende Fuhrleute halfen uns, das Gespann wieder flott zu bekommen.

Nachdem der erste Schrecken verflogen war, ging es wieder an die Arbeit und das Fuder wurde nochmals aufgelegt und gefasst. Ich aber fasste damals den Entschluss, niemals einen Führerschein zu machen, denn ich hielt mich fortan für untauglich, ein Fahrzeug sicher und unfallfrei lenken zu können.

Ein paar Jahre später, als ich nach München zog, meldete mich Franz, mein Mann, schon nach drei Wochen zum „Führerschein machen“ an. Das war damals für ein „Mädchen vom Lande“ eine große Herausforderung – bei diesen städtischen Straßenverhältnissen! Aber Franz war ein guter Nachhilfelerhrer, so dass ich schon nach zehn Fahrstunden den Schein in der Tasche hatte und mittlerweile seit 48 Jahren unfallfrei fahre.

Als ich diese Geschichte meinem Sohn erzählte, kam der Einwand, dass Mitte der fünfziger Jahre das Verkehrsaufkommen noch sehr gering gewesen sei und dass demnach diese „große Herausforderung“

ganz schön übertrieben sei. Aber das ist falsch: Es gab damals kaum sauber ausgebaute Straßen, nur wenige Ampeln regelten den Verkehr und gut markierte Abbiegespuren waren selten; auch die Autos waren bei weitem technisch noch nicht so ausgereift wie heute.

Die Isarüberquerung

Im Winter und Frühling 1950/51 war ich in einem Wolfratshausener Geschäftshaushalt beschäftigt. Die Freizeit war sehr knapp bemessen. Das heißt: Ich bekam nur jeden dritten Sonntag frei.

Obwohl Wolfratshausen nur fünf Kilometer von Münsing entfernt ist, hatte ich großes Heimweh, besonders nach Großmutter. Deshalb war ich gar nicht begeistert, als mich ein Nachbarsmädchen bat, mit ihr eine Radltour nach Fleck im Isarwinkel zu unternehmen. Fleck war ihr Geburtsort und sie wollte ihre Eltern besuchen. Nach langem Betteln willigte ich schließlich ein.

Von Wolfratshausen bis nach Fleck war es doch eine ziemlich beschwerliche Fahrt. Die damaligen Fahrräder kann man nicht mit den heutigen Super-Bikes vergleichen. Ein paar Kilometer vor Fleck merkten wir, dass wir uns auf der verkehrten Seite der Isar befanden, da wir ganz vergessen hatten, die letzte Brücke zu nehmen. Kurz nach Wegscheid überkam uns der waghalsige Gedanke, die Isar mit-samt dem Rad zu Fuß zu durchqueren.

Die Isar hatte normalen Wasserstand, kein Hochwasser, aber auch kein Niedrigwasser. Ungefähr in der Mitte der Isar wurde es dann doch ziemlich gefährlich. Das Wasser stand uns buchstäblich bis zum Halse. Auch der Abstand zwischen mir und Liesl vergrößerte sich zusehends. Wir bekamen es richtig mit der Angst zu tun. Aber es ging noch einmal gut – welcher Schutzengel war es? – und wir erreichten das rettende Ufer.

Da wir ganz durchnässt im Elternhaus der Liesl ankamen, wussten sie über unser Isar-Abenteuer gleich Bescheid. Natürlich waren die Vorwürfe der besorgten Eltern groß. Als unsere Kleidung getrocknet und wir durch ein gutes Essen gestärkt waren, mussten wir wieder die Heimfahrt antreten – aber diesmal radelten wir gewissenhaft an der richtigen Seite der Isar entlang.

Glücksbringer

Anfang der fünfziger Jahre fuhr ich mit zwei Freundinnen, Gretl und Annemarie, mit dem Fahrrad nach Benediktbeuern, um auf die Tutzinger Hütte aufzusteigen. Es war schon Abend, als wir dort ankamen. Obwohl wir sehr müde waren, nahmen wir doch noch an der abendlichen Hüttengeselligkeit teil. Dabei lernten wir drei Bergsteiger aus Wolfratshausen kennen. Am nächsten Tag begleiteten sie uns auf den Gipfel der Benediktenwand. Wir waren eine lustige Gesellschaft, so dass wir auch den Abstieg nach Benediktbeuern gemeinsam unternahmen.

Wie wir unsere Radl, hatten auch sie ihre Motorräder beim gleichen Bauern abgestellt. Um uns die Rückfahrt zu erleichtern, befestigten sie einfach ein Seil am Motorrad und zogen uns so bis nach Münsing. Heute wäre so etwas nicht mehr denkbar – bei diesem Verkehr. Einer der drei, Sepp hieß er, überredete mich dazu, in den Touristenverein „Die Naturfreunde“ einzutreten. Dort lernte ich vie-

le neue Bergfreunde kennen, an die ich noch heute gerne denke.

Nach mehreren Bergtouren aber spürte ich, dass mir mein Kropf sehr zu schaffen machte. Er engte meine Luftröhre ein und ich bekam dadurch zu wenig Luft. Also musste ich unters Messer. – Als es mir wieder besser ging, planten wir eine Besteigung des Großvenedigers in Österreich. Zu dieser Gletscher-Tour brauchten wir geeignete Ausrüstung wie Pickel, Seile, Steigeisen usw. Mit passender Kleidung und Schuhen waren es zu dieser Zeit noch ziemlich dürftig bestellt. Zwei Freunde, Irmi und Ernst, beteiligten sich auch an der Tour; sie fuhren aber mit der Eisenbahn und nahmen schon einen Großteil der Ausrüstung mit. Sepp und ich fuhren mit dem Motorrad und dem Rest der Ausrüstung hinterher.

Als wir das Motorrad mit dem vielen Zeug beluden, schaute uns der Vater vom Sepp kopfschüttelnd zu und mahnte uns, das Motorrad ja nicht überzubelasten. „Das hält diese Maschine nicht aus“, meinte er. Aber Sepp hörte nicht auf seinen Vater. Neben und zwischen dem Gepäck musste ja auch ich noch Platz finden. Und so fuhren wir, wohl doch etwas überlastig, los. Bis zum Fuße des Tölzer Berges ging noch alles gut. Aber in der Mitte des Berges verlor das Motorrad die ganze Ladung einschließlich meiner verdutzten Person. Ich lag mit allem Zubehör mitten auf der Straße. Sepp merkte es nicht einmal gleich und fuhr noch ein Stück weiter. Passiert ist mir nichts, obwohl ich mit dem Rücken

auf einem Pickel aufprallte. Wir luden das Motorrad erneut auf, aber diesmal sicherten wir die Ladung besser, so dass wir ohne größere Zwischenfälle unser Ziel erreichten. Die Besteigung des Großvenedigers wäre eine eigene Geschichte.

Nur eines möchte ich hinzufügen: Beim Abstieg des Großvenedigers mussten wir gebannt zusehen, wie Sepp an einer schwer zugänglichen, überhängenden Felsritze zwei Edelweisse pflückte und sie Irmi und mir überreichte. „Aus Dankbarkeit für die gute Zusammenarbeit“, wie er sagte.

Dieses Edelweiß versteckte ich besonders gut und hütete es wie ein Kleinod. Viele Jahre suchte ich vergebens danach. Erst fünfzig Jahre später, als ich mein Bücherregal neu ordnete, fand ich mein altes Gebetbuch von damals wieder. Ich blätterte ein wenig darin, um alte Kirchenlieder aus meiner Kinderchorzeit zu finden. Dabei fand ich das Edelweiß, das ich schon so lang gesucht hatte. Die Freude war groß. Ich fand in diesem Gebetbuch auch mehrere vierblättrige Kleeblätter – die hatte man damals auch in Gebetbücher zum Trocknen und als Glücksbringer hineingelegt. Vielleicht haben sie mir doch manchmal Glück gebracht – wer weiß?



Der Fastl-Vater

Ein paar Zeilen dieses Büchleins möchte ich meinem früheren Nachbarn, dem Fastl-Vater, widmen. Zum Fastl-Vater konnte ich immer kommen. Er war für mich so was wie ein Vaterersatz. Wenn er morgens vom Grasmähen an unserm Garten vorbeikam, hatte er öfters ein paar Kleinigkeiten dabei. Seien es die ersten Erdbeeren, die er am Waldesrand gefunden, oder ein paar Blümchen, die er beim Mähen aufgehoben hatte. Als er dann mit seiner Familie in einen Aussiedlerhof zog, war der Verlust für mich groß. Noch heute besuche ich manchmal sein Grab.

Um 1952/53

begann in unserem Dorf die Flurbereinigung. Dazu reisten vier Vermessungsingenieure und ein Praktikant aus München an. Alle fünf wurden in verschiedenen Bauernhöfen einquartiert. Die Fünf gingen jeden Tag morgens und abends an unserem Haus vorbei zu ihren „Arbeitsstätten“ auf die Felder. Unser Gemüsegarten lag direkt an der Straße, so dass wir uns jeden Tag begegneten.

Bald grüßten wir uns und manchmal war auch ein kleiner Ratsch drin. Mutter und Großmutter fiel auf, dass ich auf einmal Gartenarbeiten verrichtete, die ich sonst nur nach mehrmaliger Aufforderung machte. Es fiel auch auf, dass ich dabei immer so hübsch und adrett angezogen war. Ich wollte schon ein bißchen Eindruck machen und sie sollten nur ja keinen Stallgeruch an mir feststellen.

Zwischen Robert – so hieß der Praktikant – und mir „funkte“ es schon recht bald. Eines Tages lud mich das Quintett zu einer Kaffeefahrt nach Wolf-ratshausen ein. Es waren noch zwei andere Mädchen aus dem Dorf dabei. Nach unserem Plausch in Wolf-

ratshausen traf ich mich mit Robert öfters heimlich. Mutter, die immer sehr streng mit mir war, durfte ja nichts merken. Aber sie kam schließlich doch dahinter und lud Robert überraschenderweise zu uns nach Hause ein. Von da an kam er fast jeden Abend zu uns. Aber höchstens bis 22 Uhr, dann war Zapfenstreich. So streng waren damals die Sitten!

Robert und ich machten oft romantische Spaziergänge in die Umgebung – und bald waren wir sehr verliebt ineinander. Am Wochenende fuhr Robert heim nach München. Seine Mutter erwartete ihn immer schon – es war ja das erste Mal, dass ihr Sohn die ganze Woche „in der Fremde“ war.

Das Frühjahr verging viel zu schnell, denn Robert und auch die anderen Vier mussten wieder in die Stadt zurück in den sogenannten „Innendienst“. Im Sommer konnten nämlich die Vermesser wegen der Ernte auf den Feldern nicht arbeiten. So blieb uns nur der Briefverkehr und etwa alle drei Wochen ein Wiedersehen. Ein Telefon hatten wir noch nicht.

Robert erzählte seiner Mutter von mir. Sie war gar nicht begeistert, denn sie mochte die Bauern nicht besonders. Für sie waren die Bauernmädchen so was wie Trampeltiere. Robert konnte sie nicht überzeugen, dass Bauernmädchen oft gar keine solchen „Trampel“ sind. Er erzählte mir, dass er früher auch so gedacht habe, aber seit er mich kenne, habe er seine Meinung korrigiert.

Da ich von Kind an immer viel gelesen habe und auch sonst an allem Neuen interessiert war, konnte ich mich mit Robert, „dem Großstädter“, über alles mögliche gut unterhalten. Und weil ich nur nachts lesen konnte und daher tagsüber oft müde war, schraubte Mutter die Glühbirnen heraus und wenn das nichts half, sogar die Sicherung. Wenn es sein musste, reichte mir der Schein einer Kerze oder das spärliche Licht einer Taschenlampe zum Lesen aus.

Um Robert öfters zu sehen, trat ich in die Ammerlander Theatergemeinde ein. Einmal im Monat fuhr der Verein mit dem Bus nach München, meistens ins Gärtnertheater. Als der Bus dort ankam, stand Robert schon wartend auf der Treppe. In der Pause gingen wir zusammen ins Foyer und tranken ein Glas Saft oder auch manchmal ein Glas Wein. Robert ging während der Aufführung draußen spazieren, auch bei Kälte und Regen. Am Ende versammelte sich die ganze Busbesatzung im Cafe nebenan. Auch Robert und ich gingen hinein. Großmutter gab mir dafür extra ein paar Mark, damit auch ich Robert manchmal einladen konnte.

Nach einiger Zeit, als Roberts Mutter immer noch ihre vorgefasste Abneigung gegen mich hatte, entwickelte ich einen Plan, wie ich sie umstimmen könnte. Ich zog die besten Sachen an, die ich hatte – das Gehen mit Stöckelschuhen musste ich erst lernen – und fuhr nach München. Roberts Mutter war Modistin und hatte ihre Wohnung mit Hutsalon im

Stadtteil Sendling. Als ich an der Haustür läutete, war ich sehr aufgeregt.

Sie machte mir nach kurzer Zeit die Türe auf und fragte mich nach meinen Wünschen. Ich möchte gerne einen Hut bei Ihnen kaufen, antwortete ich. Sie meinte, dass sie nur Stammkundinnen hätte und fragte, wo ich denn herkäme. Ich sagte: Aus einem Bauerndorf zwischen Starnberg und Wolfratshausen, und ich sei bei einem Stadtbummel zufällig an ihrer Haustür mit dem Reklameschild vorbeigekommen.

Zusammen gingen wir in den dritten Stock, damit sie mir einen Hut anpassen konnte. Sie zeigte sich immer noch verwundert, dass ein Mädchen vom Lande in ihren Salon nach München kommt. Sie erzählte mir auch von ihrem Sohn Robert, und dass er zur Zeit auf einem Dorfe ein Praktikum absolviere, das in der Nähe meines Wohnortes sein müsste. Ich schmunzelte natürlich, als ich das hörte, aber sie merkte nichts. Ich zog mich wieder an, und sie meinte beim Abschied, dass ich in zwei Wochen wieder zur Anprobe kommen sollte.

Robert besuchte mich bald darauf. Er erzählte mir von der sonderbaren Begegnung seiner Mutter mit einem Bauernmädchen aus dieser Gegend. Er hegte auch keinen Verdacht, dass ich dieses Mädchen sein könnte. Nach vierzehn Tagen fuhr ich wieder nach München. Der Hut passte so gut, dass ich ihn gleich mitnehmen konnte. Und noch immer kam sie mir nicht auf die Schliche. Meine Schwester Ka-

thi kam nach zwei Monaten zu Besuch als ich gerade wieder mit Robert zusammensaß. Kathi, der ich alles erzählt hatte, verplapperte sich, und nun wusste Robert alles. Er kam aus dem Staunen nicht heraus.

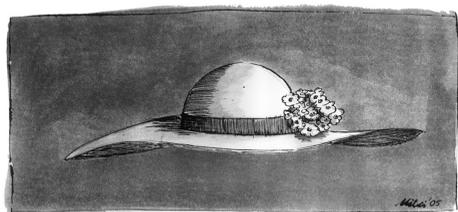
Von da an war das Eis zwischen Roberts Mutter und mir gebrochen. Ich konnte Robert in München besuchen. So ging es noch etwa zwei Jahre weiter: Robert war im Frühjahr und Herbst in Münsing, aber im Sommer und Winter konnten wir nur miteinander telefonieren und uns nur manchmal treffen. Im Herbst 1956 bekam ich die Möglichkeit, für fünf Monate in München bei einem Witwer mit vierzehnjähriger Tochter als Haushälterin zu arbeiten. Ich war sofort „Feuer und Flamme“, denn nun konnte ich Robert öfters sehen, hoffte ich.

Aber leider kam es ganz anders. Denn Franz, der Witwer, suchte gar keine Haushälterin, sondern vielmehr eine Frau zum Heiraten und eine neue Mutter für seine Tochter. Nach längerem Werben und mancherlei Tricks, die er galant anwandte, gab ich schließlich nach. Eigentlich fühlte ich mich ziemlich überrumpelt, aber auch geschmeichelt, dass ein so erfahrener Mann wie Franz Gefallen an mir gefunden hatte. Wie aber sage ich es Robert?

Ich verabredete mich mit ihm heimlich zu einem Treff beim Pini am Stachus. Franz erzählte ich, dass ich einen Stadtbummel machen wolle, während er ins 60er-Stadion zum Fußball fahren würde. Er sollte mich beim Pini absetzen, aber unerklärlicherweise tat er es nicht, sondern nahm mich einfach mit

ins Stadion. Alles Reden und Schimpfen half nichts. Franz musste wohl meine durcheinander geratenen Gefühle erraten haben. Es ergab sich keine Möglichkeit mehr, mich mit Robert zu treffen, denn auch die nächsten Tage und Wochen ließ Franz mich keine Minute mehr aus den Augen. Nicht einmal telefonieren konnte ich, um mich mit Robert auszusprechen.

48 Jahre sind seitdem vergangen und ich sah und hörte nichts mehr von Robert. Oft saß ich am Telefon, um ihn anzurufen, aber leider verließ mich immer wieder der Mut dazu.



Nachwort

Liebe Marie,

Folgendes kannst Du streichen oder als Nachwort mitdrucken (das ist ganz Dir überlassen):

Die Münsinger Marie, meine Tante Marie, das ist ein ganz besonderer Mensch. Als sie meine Taufpatin wurde, konnte sie nicht wissen, dass sie quasi von Anfang an zu meiner Lieblingstante wurde – und bis heute geblieben ist. Nach vielen Erzählungen, sei es beim gemeinsamen Essen, Kaffee- und Zwetschgendatschi-Ratsch oder beim Schafkopfen, hat sie nun endlich ihre Geschichten, die ich alle längst mündlich kannte, Teile ihrer Geschichte, aufgeschrieben. Wie sie selbst im letzten Kapitel erwähnte, hat sie immer viel gelesen. Ich kann nur bestätigen, dass die Marie wirklich sehr belesen ist und daher ganz schön viel weiß. Sie kann zu jeder politischen Auseinandersetzung ein g'scheites Wort beitragen und hat immer eine Meinung. Und wenn man sie sich so anschaut, sieht man ihr ihr Alter noch nicht einmal an. Das hat sicher keine Creme bewirkt, keine Kosmetikerin, das hat sie selbst ge-

schaft, indem sie mit offenen und wachen Augen durch's Leben ging und dabei immer ihre Frau gestanden hat. Und sie marschiert fleißig weiter. Wie schön! Nur eins steht noch aus: Dass sie endlich mal diesen Robert anruft!

Dein Taufkind, Angi



Maria Korinek

Orangen

Eine Kindheit und Jugend
zwischen Isar und Starnberger See



Differenz-Verlag
www.differenz-verlag.de